

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 26 (1939)
Heft: 13: Sprachpflege und Mundart

Artikel: Mundart und lebendige Sprachlehre
Autor: Steffen, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pflege der Mundart im Deutschunterricht als Mittel zum Zweck und um ihrer selbst willen geschehe in dem von den Lehrplänen festgelegten Rahmen.

Die Kinder sind möglichst bald, d. h. mit Beginn des eigentlichen Leseunterrichtes in das Schriftdeutsche einzuführen. Die ersten Uebungen schliessen an die Mundart an, um dann allmählich zum reinen Gebrauch der

neu gewonnenen Schriftsprache überzugehen.

Der Lehrer mache es sich zur strengen Pflicht, als Unterrichtssprache in allen Fächern ein dialektfreies Deutsch zu sprechen. Die Mundart gebrauche er nur bewusst zur Erreichung bestimmter Unterrichtszwecke.

Luzern.

W. Maurer.

Mundart und lebendige Sprachlehre

Lautangleichungen, Betonung, Fallbeugungsformen.

B.: Selbstverständlich haben wir in erster Linie die Pflicht, dem Schüler die Sprache der Gegenwart beizubringen, damit er sie richtig gebrauchen lerne in Rede und Schrift.

A.: Und liesse sich dies Ziel nicht erreichen durch blosser Uebung, frei von jedem Regelzwang?

B.: Man hat es oft versucht, aber die Erfolge sind ungenügend. Nur das Gesetz kann in die zahllosen Einzelfälle Einheit und Zusammenhang bringen. Die Grammatikstunde rechtfertigt sich also von selbst in einem Unterricht, der zur Sicherheit im Sprachgebrauch erziehen will.

A.: Sie werden jedoch zugeben, dass der Regel viele Ausnahmen gegenüber stehen, die das Gedächtnis der Schüler ungebührlich anstrengen.

B.: Ausnahmen? Und sogar zahlreiche? Ich gesteh': Ich habe die Ausnahme stets für eine Erfindung unserer Schulmeister gehalten.

A.: Sie scherzen!

B.: Ausnahmen gibt es nur, solange wir das Gesetz nicht gefunden haben, das diese Ausnahmen begründet.

A.: Sie wollen also die Fülle der Regeln, mit denen wir unsere Schüler belasten und oft genug belästigen, durch neue vermehren?

B.: Ich spreche nicht von der Regel; denn diese ist äusserlich an die Sprache herangetragen, sondern vom Gesetz, aus

dem sie lebt. Haben Sie nicht gefunden, dass überall dort, wo unser Verstand den Strang entdeckt, der zwischen Ursache und Wirkung verläuft, das Gedächtnis im grössten Masse entlastet wird? Es ist die Aufgabe des Sprachunterrichtes, diesen Bezügen nachzugehen und erst dann eine allgemeine Formel zu verursachen. Nur so dürfen wir hoffen, aus der Beinhausstarre unserer durchschnittlichen Schulgrammatiken in den lebendigen Wald der Sprache zu treten.

A.: Wächst und blüht dieses Wald- und Wiesenleben unserer Muttersprache nicht am schönsten und beglückendsten in den Werken unserer Dichter?

B.: Ich weiss, Herr Kollege, welcher prächtiger Erhorcher des Herzschlags unserer Dichtersprache Sie sind. Dieselbe Schönheit und Kraft werden Sie aber auch am Organismus unserer Sprache selbst feststellen können. Viele ihrer dichterischen Schönheiten sind nur darum möglich, weil die Sprache an sich schon ein wundervolles, lebenskräftiges Gebilde ist mit tausend und aber tausend beweglichen Verbindungen, Berührungen, Verknüpfungen, Einschlägen und Wechselwirkungen.

A.: Sie wollten also die Sprache betrachten, scheint mir, wie ein Biologe die Pflanze, den Tier- oder Menschenleib?

B.: Gewiss. So lange wir in ihr bloss einen Zustand sehen statt einen Wachstums- und Lebensvorgang, werden wir sie nie

begreifen. Die Sprache ist die innerlichste und freieste Leistung des lebendigsten und freiesten aller Wesen, des Menschen.

A.: Aber Sie wollen ja das Gesetz der Sprache aufzeigen und nicht ihre Freiheit.

B.: Vergessen Sie nicht: Organisches Leben verläuft zwar gesetzmässig, aber nirgends spielt das Gesetz freier als im Bezirk des Organischen, es sei denn des Psychischen.

A.: Und da die Sprache zweifellos ein Erzeugnis der lebendigen Seele ist — denn allein der Mensch spricht — wollen Sie versuchen, wenn ich Ihre Absicht deuten darf, sie als Zeugnis für das Seelenleben des Menschen zu betrachten?

B.: Wie Sie es mit der Dichtung halten! Was für einen Sinn hätte alles Dozieren, zumal im Deutschunterricht, in Geschichte und Religion, wenn es nicht der Erkenntnis des Menschenwesens zur eigenen Erziehung und Formung diene, die sich im Gleichgewicht von Freiheit und Bindung vollziehen muss. Und gerade die Betrachtung des Sprachlebens, wie es sich vor allem auch in der Mundart äussert, kann durch Offenbarung der Freiheit im Gesetz zunächst einmal von der hemmenden Aengstlichkeit in Sprachdingen erlösen. Schon deshalb, weil die beiden Sprachen, Mundart und Hochdeutsch, bewundernswertes Gebilde sind, die jede, weitgehend andern Gesetzen gehorchen und sich dennoch an tausend Stellen berühren.

A.: Sie meinen, das Wissen um diese Verschiedenheit müsse von dem Aberglauben befreien, die eine Sprache auf Kosten der andern für besser zu halten.

B.: Ja! Wir halten — um ein Beispiel zu nennen — das Hochdeutsche oft für vornehmer, weil es die **benachbarten Laute** weniger häufig angleicht als unsere Mundart. Freilich: Wer im Hochdeutschen spräche „empfernen“, würde beweisen, dass er zu bequem ist, zu artikulieren, wie es das Gesetz der Hochsprache, und mit Recht,

vorschreibt. Aber umgekehrt, in der Mundart von einer Hand-voll — Hampfoll mag angehen — oder gar einer Hand-vel statt einer Hampfele zu sprechen, wäre unerträgliche Ziererei und dem Geist der Sprache völlig fremd.

A.: Das Italienische kann das vollends klar machen: Hier haben wir sogar eine Schrift- und Literatursprache, die einen Teil ihrer Klangschönheit geradezu den Lautverschmelzungen verdankt, wenn sie statt lateinischem octo otto oder statt septimus settimo sagt.

B.: Uebrigens ist die Grenze zwischen Mundart und Hochdeutsch, wie in allem Lebendigen, auch hier nicht scharf gezogen: Die Schriftsprache verlangt unerbittlich für gewisse Wörter, die sonst nur dem Dialekt geläufige Verähnlichung der Nachbarlaute, so in empfinden und empfangen. Herkömmlich richtiges entfinden und entfangen klänge nicht bloss gesucht, sondern würde überhaupt nicht mehr verstanden. — Wer sich übrigens das Wesen der Lautangleichung, der Assimilation, klar macht, erkennt, dass in der Mundart Natur und hohe Zweckmässigkeit ist, was in der Schriftsprache, die vom Sprecher bewusstere Zucht verlangt, sträfliche Bequemlichkeit wäre.

A.: Wie verstehen Sie das?

B.: Wer z. B. das Wort Landvogt zu sprechen hat, lässt es in unserer Mundart anders lauten als in der Schriftsprache. Der zweite Bestandteil, das Grundwort dieser Zusammensetzung, beginnt mit einem Laut (v oder in anderer Schreibung: f), den wir an den Lippen bilden. Voraus gehen aber im ersten Teil des Wortes, also im sog. Bestimmungsgliede, n und d, beides Laute, die der Sprechende eine Stelle weiter hinten, nämlich mit Hilfe der Zunge an den Zähnen, ansetzt. Es bedeutet mithin eine Kraftersparnis, sämtliche Laute an einem Orte zu formen, und zwar dort, wo der letzte der Leise-

lautgruppe, das v, entsteht: Der Zahnlaut d wird, wenn er ins Lippengebiet v o r - geschoben ist, zu b, (das vor dem folgenden scharf gesprochenen f zu p verhärtet) und der L i p p e n verschluss anstelle des Verschlusses an den Z ä h n e n ergibt m. Aus diesen Lautvorgängen erklärt sich unsere Mundartform Lampfogt.

A.: Dergleichen lässt sich Schülern aber nur erklären, wenn man sie in die G e s e t z e d e r L a u t l e h r e einführt.

B.: Das tu ich auch. Und habe dabei noch jedesmal die lebhafteste und fröhlichste Aufmerksamkeit erregt, wenn ich, vorsichtig führend, die Schüler die Bildungsweise der Laute durch Selbstbeobachtung entdecken liess. Ohne dass der Schüler weiss, wie die Laute geformt werden, versteht er vom Sprachleben so wenig wie von der Pflanze der Botaniker, der nichts von Protoplasma und Zellkern weiss. — Welch lustiges Forschen, wenn Lehrer und Schüler versuchen, so drollig anmutende Lautungen wie Stappolizei, i d'Staggo, Langcharte, Pfäpfinder, Rimpfleich, Bipfüruns, Röpffuchs, Sangchaschte, Bröp(p)üchs zunächst inhaltlich und dann auch in ihrer Lautentwicklung zu verstehen. — Machen wir in diesem Zusammenhang aufmerksam auf die Bildung von Eigennamen wie R u d - o l f (= Ruhm-[w]olf), A l - b r e c h t (durch A[de]l glänzend), dann lassen sich die geweckteren unter unsern Zöglingen leicht und gern zu weitem Entwicklungsfahrten ins Gebiet der Namendeutung verleiten. Sie finden die Silbe „Rud“ und „brecht“ oder „bercht“ wieder in Vornamen wie Rup-(p)recht, Lam(p)-precht (d. h. im Land berühmt), worauf auch der Flurname Lamperdingen (aus: Landberchtingen) weist.

A.: Wirklich, die Dinge sind anregend, und Sie müssen schon gestatten, dass ich, Ihre Reihe weiterführend, die Namen G u n t - h e r (= Kampfheer) und D i e t - r i c h (= Volks-könig) aus dem Nibelungenlied

aufgreife. Sie helfen ohne weiteres, den so seltsam anmutenden Vornamen Gump-(p)recht oder die Ortsbezeichnung Die(p)-poldsaus zu erklären. Und wenn ich vom zweiten Bestandteil des Wortes Theo(d)-bald ausgehe, habe ich den Namen Diebold (Diet-bold) phonetisch und nach seinem Sinne geklärt (bald, bold = kühn).

B.: Es freut mich, Sie lebhaft zu sehen. Glauben Sie nicht, dass bald jeder in der Klasse seinen eigenen und noch manch andern Namen gedeutet haben will?

A.: Denken Sie aber an die Verlegenheiten, die Sie unsern Lehrern damit bereiten!

B.: Bewahre! Die Verlegenheit wird gar nicht aufkommen, wenn der Lehrer zuvor nach einem guten Namenbuch * greift, und ich bin überzeugt, wer sich einmal hier ein wenig umgesehen hat, wird von selbst gedrängt sein, weiter zu suchen.

A.: Zugegeben. Aber führt derlei „Forschung“ nicht allzuleicht zur blossen Spielerei?

B.: Ihre Augen sagen, dass es Ihnen spitzbübisches Vergnügen macht, sich in die Rolle des advocatus diaboli zu finden. — Nein, nein, Sie werden im Ernste nicht bestreiten, dass es den innersten Absichten des Unterrichts dient, sich die T e i l - n a h m e der Schüler zu sichern. Sie werden nicht vergessen wollen, dass das Spiel z w e i e r muntern Stunden, in denen wir Namen deuten, eine Einsicht ins W e s e n d e r S p r a c h l a u t e voraussetzt, die ohne ernsthafte Arbeit und Uebung nicht möglich ist. — Von hier aus ist dann aber auch der Weg offen zum Verständnis von hochdeutsch Im-biss, empfinden, Hof-fahrt aus Hoch-fahrt, aber auch von Fremdwörtern, deren Kenntnis der Unterricht in den Fremdsprachen verlangt, etwa: At-tribut, Ap-position, Ak-kusativ, As-similation aus Ad-tribut usf. (Vergleiche Ad-jektiv!)

* Z. B. Wasserzieher, Hans und Grete, Berlin, Dümmler.

Ebenso ausgezeichnet wie in die Lautverhältnisse führt die Mundart aber auch zum Verständnis der **Akzentwirkungen**.

A.: Ich erinnere mich, dass zu den grundlegenden Unterschieden der germanischen gegenüber den vorgermanischen Sprachen die Verlagerung des Tones auf die erste Silbe gehört.

B.: Ganz richtig! Sie erkennen: Ohne den germanischen Stammsilbenakzent müsste das Deutsche unserer Gegenwart völlig anders aussehen. Kräfte der Betonung wirken aber heute noch, und sie werden unsere Sprache umgestalten, solange es eine gibt. In seiner Wirkung gleicht der Akzent atmosphärischen Mächten wie Regen, Kälte, Wärme: Er zerstört und legt dadurch den Grund zu neuem, andersartigem Aufbau.

A.: Wieder seh' ich, dass Sie naturkundliche Begriffe zu Hilfe rufen . . .

B.: . . . um einen Lebensvorgang in der Sprache zu erklären. Es liegt mir daran, dem Schüler zu zeigen, wie alles Sprachliche geworden ist und weiter wird. Von diesem Gefühl: Es regt sich, es lebt, es wandelt sich, fließt, soll der Studierende allmählich durchdrungen werden. Aber er kann es nur, wenn er zuerst in ruhiger Beobachtung festlegen lernt, was ist.

A.: Teilnahme, ja Neugier, und der Wille zur entschlossenen Feststellung haben von jeher als die Grundlagen alles Erkennens gegolten.

B.: Wenn der Schüler an wohlbekannten Mundartformen wie Sonn-tig, Fri-tig oder Händ-sche, Jump-fer feststellt, wie sehr die Lautgestalt einer Silbe zerstört werden kann, wenn ihr, wie in der Zusammensetzung, der Ton entzogen wird, dann ist der Boden bereitet, um den ungeheuren Einsturz der Endungen in Fall und Zeitbeugung zu erkennen, ein Zerfall, der die germanischen und romanischen Sprachen

genötigt hat, sich auf völlig neue Grundlage zu stellen und jetzt mit Geschlechts- und Vorwörtern zu leisten, was ursprünglich z. B. das Lateinische allein mit den Endungen getan hat. Was früher im Lateinischen als Personennamen lautete: Pilatus, Pilati, Pilato, Pilatum heisst im Deutschen der Gegenwart, mit immer gleichbleibender Endung, aber stets wechselndem Geschlechtswort als Bergname: der Pilatus, des Pilatus, dem Pilatus, den Pilatus.

A.: Sind derlei Ueberlegungen vom Wechsel der sprachlichen Ausdrucksmittel auf der mittleren Stufe unserer höheren Schulen nicht doch verfrüht?

B.: Gewiss nicht, wenn sie nur bei passender Gelegenheit geschehen, der Lehrer seinen Stoff beherrscht, Analogien beizieht, frisch vorträgt und die Schüler möglichst viele Einzelheiten selber aufspüren lässt. Ich habe noch immer bemerkt, dass der junge Mann von 16 Jahren an aufwärts sich in nichts so lebhaft verlieren kann wie in das Problem des Wandels, des Werdens, vielleicht weil er diese Vorgänge in geistiger wie in leiblicher Beziehung an sich selber wahrnimmt.

A.: Ich mache ähnliche Beobachtungen in meinem Literaturunterricht . . . Aber wollen Sie mir nicht ein paar jener Einzelheiten nennen, an denen Ihre Schüler Akzentwirkungen entdecken?

B.: Mit Vergnügen! — Haben Sie beachtet, wie manche Schulgrammatik die Regel aufstellt, das starke Eigenschaftswort habe die gleiche Endung wie das Geschlechtswort? Eine solche Behauptung erzieht die Schüler entweder zu blinden Nachbetern oder stösst sie vor den Kopf; denn die Regel stimmt für verschiedene der vier Fälle keineswegs. Halten Sie nebeneinander die Endung des Eigenschaftswortes in: gut-es Obst und die des sächlichen Geschlechtswortes: d-as Obst oder vergleichen Sie den ersten und vierten Fall der Mehrzahl

in: süß-e Kirschen mit dem Artikel: d-ie (Kirschen)!

A.: Schon allein diese Unterschiede festzustellen, fordert wache Augen.

B.: Und die sind, glaub ich, heute für jeden Beruf — nicht nur für den naturwissenschaftlich-technischen — von grosser Bedeutung . . . Um aber unser Thema nicht zu vergessen: Die v o l l e n Vokale im Artikel: d-as, d-ie und die g e s c h w ä c h t e n in den Endungen des Eigenschaftswortes sind Wirkungen der Betonung: Im zweisilbigen Wort lag der Ton auf der ersten Silbe und darum verkümmerte in der zweiten der Vokal zu einem blossen Murmellaut: gut-ə Birnen, gut-əs Obst. Das einsilbige Geschlechtswort dagegen trug die Betonung notgedrungen auf der einzigen Silbe und blieb darum auch so hübsch pauspackig: d-as (Angesicht).

A.: Aber ohne Zweifel wird zur Erhaltung der Vollvokale im Geschlechtswort beigetragen haben, dass der Artikel im Deutschen immer noch als hinweisendes F ü r w o r t mit s t a r k e r Betonung gebraucht werden kann: dás Gemüse im Sinne von d i e s e s und im Gegensatz zu: j e n e s (Gemüse).

B.: Gewiss. Zudem erklären Sie damit zugleich die H e r k u n f t des Geschlechtswortes aus dem Fürwort. Uebrigens zeigt der tonlos gebrauchte Artikel in der M u n d a r t völlig geschwächte Formen: 's Chind oder ds Chind, während das Pronomen noch voll vokalisiert ist: dás Chind do, nid deis.

A.: Kommt es nicht ausser der Schwächung recht häufig, besonders zwischen betonten Silben, zum Ausfall des tonlosen Helllauts?

B.: Natürlich. Fügt sich etwa zum Stamm „schreib“ die Endung -er, entsteht das Wort Schreib-er. „Was aber,“ frage ich die Schüler, „müsste sich eigentlich ergeben, wenn die Endung -er an Wörter wie Sattel, Wagen, Hafen antritt?“ Die

Antwort ist leicht: Sättel-èr, Wágen-èr, Háfen-èr. Da aber der Hauptton auf der ersten und der Nebenton auf der letzten Silbe liegt, bleibt die mittlere tonlos und verschwindet: Sättelèr wird zu Sattler, Wágenèr zu Wagner usw. — Die beim Schüler meist Kopfschütteln erregenden Zusammensetzungen Rechen-heft, Zeichenstift lassen sich durch das Gesetz vom Ausfall unbetonter Mittelsilben leicht durchsichtig machen: Rechen und Zeichen sind S t ä m m e. Geben wir ihnen die Endung der Tatwortgrundform -en, dann lauten sie zeíchen-èn, réchen-èn. Nach Ausfall des mittlern tonlosen e erhält man die heute geltenden Formen: rechnen, zeichnen. Lassen Sie mich auch auf den im Appenzellischen üblichen Wochentagsnamen Mikch-tig aus: Mittwochtag verweisen! Das o der Mittelsilbe wird zunächst zum Murrelvokal ə und verschwindet dann zugleich mit dem w: Mitch-tig, Mikch-tig.

A.: Ich verstehe, dass der Schüler gerne mitzutut, wenn ihm nicht nur die Physik- und Chemie-, sondern auch die Grammatikstunde gelegentlich . . .

B.: . . . auch ich betone Ihr „gelegentlich“ . . .

A.: . . . Experimente erlaubt . . .

B: und der Student mit Hilfe des Gesetzes vom Ausfall der unbetonten Mittelsilbe geschichtliche Formen (mit m statt heute vorhandenem n) ausgräbt, so etwa in den Eigennamen Wasmer aus Wásem-èr, wozu sich auch Wásem-lin in der Bedeutung „kleiner Wasen, kleine Wiese“ gesellt oder in dem Eigennamen Widmer aus Wídem-èr, dessen Stammsilben der Geschichtslehrer oder auch das Wörterbuch von Duden erklären mag.

A.: Gehört nicht auch neuhochdeutsches Atem und Odem, mit altem m statt sonst üblichem n, in diese Gruppe?

B.: Ganz richtig! Fäden und Bezüge laufen für den Aufmerksamen nach allen Richtungen, auch dort, wo wir meinen, sie

seien längst durchschnitten. Hochdeutsche Zusammensetzungen wie Schwanenplatz und Hirschengraben zeigen, dass die Bestimmungsglieder dieser Zusammensetzung einst anders abgeändert wurden als heute. Ihre Mehrzahl lautete demnach: Hirschen, Schwanen, mit auslautendem n, gegenüber gegenwärtigem hochdeutschem: Hirsche, Schwäne.

A.: Unsere Mundart scheint mir hier die alten Zustände nicht wie sonst bewahrt zu haben, sagen wir doch d'Hirsche, d'Schwane, d'Tube, ohne n.

B.: Sie misstrauen ihrer Beobachtung mit Recht. Lassen Sie mich zum Beweis ein wenig ausholen! Sicherlich haben Sie in Ihrer Klasse bei der Erklärung der Silbentrennung in zusammengesetzten Wörtern die Schüler darüber belehren müssen, weshalb man zwar da-neben, nicht aber da-rüber trennen dürfe.

A.: Die Erklärung, dass da r, mit r, ein ganzes Wort sei, macht mit dem Hinweis auf die Wendung: „Ich stelle dar,“ keine Schwierigkeiten.

B.: Wie aber verhält es sich mit wor-über?

A.: Die Schüler sehen in dem r gewöhnlich ein Mittel zur Vermeidung des Vokalzusammenstosses und empfinden es als eingeschoben: wo-r-über statt des hässlichen: wo-über.

B.: Macht man sie aber aufmerksam, dass man ein vokalüberbrückendes r ja auch anderswo brauchen könnte, so z. B. in: ufe-r-Ofe-r-ufe . . .

A.: . . . sehen sie das Verkehrte ihres Erklärungsversuches ein.

B.: Das r in wor-über ist einfach der letzte Laut des ersten Bestandteils dieser Zusammensetzung.

A.: Das englische where mag Zweifler davon überzeugen.

B.: Aber ebenso sind die n in der Formel: ufen-Ofen- ufe zu erklären. Sie sind nicht nachträglicher Einschub, sondern an diesen Stellen, wo sonst Vokale aufein-

ander prallten, überhaupt nie ausgefallen. Wäre etwa das e in mundartlichem „Sonne“ nicht gedeckt, wie der Fachmann sagt, hätte es ausfallen müssen, und die heutige Form lautete: d'Sonn. Hochdeutsches Lebe wohl heisst nämlich in der Mundart: leb wohl, o h n e e. Hochdeutsches: Wir wollen ihn leben lassen wird dagegen im Dialekt zu: Mr wende lo läbe, mit e r h a l t e n e m e.

Aufmerksames Hineinhorchen in die Sprache unserer Mundart lässt uns also auch dort noch Entdeckungen machen, wo wir zunächst das reine Nichts vermuten. Wörter wie: Glogge, Brunne, Garte, Stube setzen hinter dem Schluss-e ein heimliches n voraus, das bei gewissen Gelegenheiten aus dem Scheintod erwacht und, sanften Wesens, den Zusammenprall so kraftstrotzender Naturen, wie es Vokale sind, mit linder Polsterung verhindert. Uebrigens verzeichnet das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Idiotikon) dieses flüchtige n in den einschlägigen Formen stets gewissenhaft. Es gehört auch, wie Saladin im 2. Jahrbuch für Innerschweizerische Heimatkunde fordert, in die Neuauflage unserer schweizerischen Kartenwerke.

A.: Ich anerkenne, Sie erziehen Ihre Schüler zur sorgfältigen Beobachtung, und die Anregung, die Sie ihnen bieten, Eigentümlichkeit, Leben und Bewegung in der Sprache zu entdecken, . . .

B.: . . . wird mich nie hindern, ihnen vor allem die grammatisch-stilistischen Grundtatsachen, wie sie der Unterricht in den Fremdsprachen und das praktische Leben von ihnen verlangen, in geduldiger Arbeit beizubringen. Ich hoffe nur, die lederne Langeweile gebannt zu haben aus einem Fache, das sich oft genug und ohne nach Warum und Wozu zu fragen um: „der Mann, des Mannes, dem Manne, den Mann“ besinnungslos dreht.

Luzern.

Konrad Steffen.